

## 4 Das Lacan'sche Tier

### 4.1 Zur Grenzziehung zwischen Mensch und Tier

In den bisherigen Ausführungen wurde gezeigt, dass das Unbewusste einerseits das Symbolische bzw. die Sprache strukturiert wird, durch eine bestimmte Grammatik und Lexik von Signifikantenketten bzw. durch Diachronie und Synchronie. Mit den späteren Theorien, inklusive der Knotentheorie und der *lalangue*, kommt andererseits eine zusätzliche Perspektive ins Spiel: diejenige eines mehr (oder zusätzlich) mit dem Realen assoziierten Unbewussten. Diese zwei Blickwinkel auf das Unbewusste spiegeln gleichzeitig unterschiedliche Zugänge zum Bild des Tieres bei Lacan wider. Lacan beschäftigt sich im Hinblick auf die philosophische Frage nach einer menschlichen Sonderstellung im Tierreich häufig mit der Ethologie, die ihm in dieser Hinsicht zusätzliche Einsichten über das Verhältnis von Mensch und Tier liefert. Tiere sind generell ein häufiges und immer wiederkehrendes Thema in Lacans Werk. Wie noch gezeigt wird, finden sich unter den von ihm aus verschiedenen Gründen erwähnten Tieren z. B. Tauben, Enten, Hühner, Hunde, Ratten, Bienen und Elefanten.

Lacan erkennt bei Tieren Ansätze symbolischen Denkens. Doch das Symbolische entfalte bei anderen Tieren keine mit der menschlichen Erfahrung vergleichbare Wirkung (Jacques Lacan <sup>2</sup>1990a, 301). Er merkt an, dass die symbolische Funktion zwar nicht neu sei, sondern ihre Ansätze außerhalb des menschlichen Bereiches habe, dass sie aber in der menschlichen Ordnung überall und immer interveniere (Jacques Lacan <sup>2</sup>1991a, 42). Was den Unterschied zwischen Mensch und Tier u. a. ausmacht, ist, dass das sprachlich strukturierte Unbewusste bei allen menschlichen Aktionen in Rechnung zu nehmen ist (Jacques Lacan 2016g, 608). Das Symbolische und die Sprache haben so einen „totalisierenden“ Charakter. Eltern führen ihre Kinder in eine Welt der gemeinsam geteilten Sprache, der Symbole, der sprachlich vermittelten Bedeutungen, Regeln und Normen ein, die nicht auf einzelne Individuen, Gegenstände oder Situationen beschränkt sind, sondern eine Totalität, ein ganzes „Universum“ bilden (Jacques Lacan <sup>2</sup>1991a, 42). Sobald auch nur eine Sache benannt, ein Name ausgesprochen ist, impliziert dies eine Welt benannter Dinge; sobald nur ein Signifikant existiert, muss es auch ein Universum der Signifikanten geben (ebd., 364). In diesem Universum ist auch das menschliche Subjekt des Unbe-

wussten zu verorten. Diese menschliche Einzigartigkeit betrachtet Lacan allerdings weniger als Privileg denn als Defizit, weil Tieren nichts mangelt, das Menschen besitzen, sondern Tiere etwas haben, das Menschen mangelt (Hub Zwart 2014, 9, 13–14). Das symbolische Tier Mensch ist von einem Mangel gezeichnet, der zugleich dessen Begehren strukturiert. Aufgrund des totalisierenden Charakters des Symbolischen und der Rolle des damit einhergehenden Mangels lässt sich nicht von einer Kontinuität zwischen Mensch und Tier sprechen. Selbst wenn bei Tieren Ansätze des Symbolischen vorhanden sind, so hat es nicht die „totalisierende“ Wirkung, die für Lacan das Um und Auf des menschlichen Subjektseins ist.

Im Hinblick auf das zunächst trivial erscheinende Faktum einer menschlichen Perspektive auf die Welt, bedeutet dies: Wie Menschen die Wirklichkeit erfahren, wie sie „denken“, kann im Kontext der Lacan'schen Theorie nicht als rein naturwissenschaftliche Fragestellung verstanden werden, denn Lacan geht es letztlich nicht um das Tier Mensch (Alenka Zupančič 2009, 11–12). Obwohl Lacan vom Menschen bzw. vom menschlichen Tier spricht, theoretisiert er mit seinem Subjektbegriff streng genommen nicht „den“ Menschen als Ganzen, zumindest nicht verstanden als naturwissenschaftliche Kategorie, als biologische Spezies oder als Produkt evolutionärer Anpassung. Er streitet die Evolution an sich freilich nicht ab, aber er begegnet dem „Evolutionsdenken“ stets skeptisch (z. B. Jacques Lacan 2013, 69–70; 2006b, 34; 2008b, 61; 1996b, 258–259). Das Evolutionsdenken erhebe das menschliche Denken und Bewusstsein zur Blüte der Schöpfung (Jacques Lacan 1996b, 258). Die Rede vom einheitlichen Subjekt bzw. vom evolvierten Menschen hilft nicht bei einer psychoanalytischen Sicht auf den Anthropozentrismus, vor allem wenn damit die Frage gemeint ist, wie wir die Welt als Menschen sehen, während wir uns gleichzeitig als menschliche Sehende, d. h. Erkennende, affirmieren. Erstens hat die Vorstellung des Erkennens etwas von Paranoia und Verkennerung (Jacques Lacan 1997, 49–51, 323; 2016b; siehe Kap. 3.2.4). Dass die Frage des Begehrens des Anderen bzw. die Frage, wie mich der Andere sieht, eine wesentliche Funktion in der Konstituierung des Subjekts hat, bedeutet außerdem auch: Das menschliche Subjekt ist zuerst etwas Gesehenes (August Ruhs 2010, 110). Mit der Funktion der Sprache stehen zweitens nicht die im Vergleich zu anderen Tieren gesteigerten, aber in Kontinuität stehenden, kognitiven Fähigkeiten des Menschen zur Debatte – etwa Bewusstsein und Selbstbewusstsein. Der Punkt ist nicht, Tieren Bewusstsein oder Selbstbewusstsein abzusprechen, sondern vielmehr, dass Tiere kein Unbewusstes im Lacan'schen Sinne haben, weil es dies nur beim Sprechwesen gibt (Jacques Lacan 1988b, 62; 2015f, 375–377; 2013,

22–23). Es sei evident, „daß die Sprache die Bedingung des Unbewußten ist“ (Jacques Lacan 1988a, 10).

Eine „typisch menschliche“ Art der Wahrnehmung der Welt und des Denkens schöpft seine Besonderheit nicht aus der potentiellen Fähigkeit zur bewussten (Selbst-)Reflexion. Darüber hinaus ist jeder damit verknüpfte epistemologische Dualismus abzulehnen: Das Subjekt ist keine „reine Funktion der Intelligenz [...] korrelativ zum Intelligiblen“ (Jacques Lacan 2006a, 69). Auf der „Stufe des Bewußtseins“ (ebd., 69) und der Intelligenz steht der Mensch zwar tatsächlich in evolutionärer Kontinuität zum Tier. Mit Lacan muss man diese Annahme eines denkenden (wenn auch menschlich voreingenommenen) Zentrums aber problematisieren, das stark mit dem Bewusstsein und seinem intelligiblen Korrelativ assoziiert bleibt. Nicht das Bewusste bzw. das Bewusstsein, sondern das Unbewusste „denkt“ (wobei sich Lacan später auch hier vom Begriff des Denkens als „grammatisch“ organisierte Struktur distanziert und stattdessen das Genießen und die „reale Seite“ der Sprache in Form der *lalangue* hervorhebt; siehe Kap. 3.3.1). Das Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Tier betrifft nicht das Bewusstsein oder das Denken im Sinne der Kognition, sondern das Unbewusste. Manche Tiere haben vielleicht durchaus eine Form von Selbstbewusstsein, aber kein Unbewusstes (Slavoj Žižek 2014b, 1121).

Während Lacan mit der Behauptung, dass das Unbewusste wie eine Sprache (franz. *langage* bzw. *langue*) strukturiert ist, in seinem späteren Werk zuallererst die *lalangue* als Grundlage der Sprache ins Auge fasst, und so dem Realen bei der Konstituierung des Subjekts einen größeren Stellenwert zuschreibt, zielt der frühe Lacan, z. B. in Seminar I, auf die Sprache als symbolisches Medium der Intersubjektivität ab. Intersubjektivität sei ein Resultat der Möglichkeit, Dinge zu benennen, um über diese symbolische „Zerstörung“ zur eigentlichen Ordnung des Menschlichen zu gelangen (Jacques Lacan 1990a, 276, 282). Das Symbol „macht“ den Menschen (Jacques Lacan 2016e, 325). Das Symbolische und die Sprache definieren auf diese Weise zugleich auf fundamentale Weise unsere Beziehungen zu Tieren, da diese Beziehungen stets durch Benennungen, taxonomische Klassifizierungen, Nummern, Gesetze, Regulierungen etc. vermittelt sind (Hub Zwart 2014, 8). Tiere sind Teil der menschlichen Sprachwelt, mitsamt allen darin anerkannten Bedeutungen. Deshalb kann mit Blick auf den frühen Lacan gesagt werden, dass es beim Verständnis des Menschseins nicht um Biologie oder Soziologie, sondern um Linguistik geht (August Ruhs 2010, 9).

Der spätere Lacan distanziert sich allerdings klar (oder klarer) von der Linguistik, v. a. weil er nicht den kommunikativen Wert der Sprache ins Zentrum stellt und ihre Wirksamkeit als Medium der Intersubjektivität als eingeschränkt auffasst. Dazu meint er in Seminar XX, dass die Annahme, das Unbewusste sei wie eine Sprache strukturiert, nicht dem Bereich der Linguistik entstamme (Jacques Lacan <sup>2</sup>1991b, 20). Gemäß seinen Aussagen in *Radiophonie* klebe die Linguistik an der Idee, dass mit dem Sprechen Gedanken kommuniziert werden (Jacques Lacan 1988a, 8). Die *lalangue* dient nicht der Kommunikation und setzt das Subjekt nicht per se in ein intersubjektives Verhältnis zu anderen Menschen unter der Führung des symbolischen Anderen.

Was bedeutet diese Perspektivenverschiebung vom Symbolischen zum Realen im Hinblick auf Lacans Auffassung des Tieres? Peter Buse (2017, 133–136) macht darauf aufmerksam, dass sich Lacan häufig mit Tieren beschäftigt, die in seinen (v. a. späteren) Texten und Seminaren aber oft in Form anscheinend nebensächlicher und alberner Wortspiele und Sätze auftauchen. Damit verbundene Probleme sind laut Buse, dass die Frage des Tieres in der Lacan-Rezeption oftmals ausgeblendet wird, dass sich Kritiker Lacans nur auf Sekundärliteratur beziehen (ebd., 133) oder dass man sich eher auf Lacans frühere Ansichten zu dem Thema einschießt, ohne seine späteren – anscheinend albernen – Bemerkungen zu berücksichtigen (ebd., 138–139). Als Beispiel nennt Buse Cary Wolfe (2010, xxvii, 39–44), der manche Ansichten zu Lacan anscheinend über die entsprechenden kritischen Ausführungen Derridas zu Lacans früheren Arbeiten gewinnt. Die Kritik an Lacans Begriff des Tieres bezieht sich eher auf die Texte, Seminare und Vorträge, die Lacan bis in die frühen 1960er Jahre hinein verfasste bzw. abhielt. Während so v. a. seine Schriften Beachtung finden, bleiben dabei seine Seminare aus den späten 1960er und 1970er Jahren oft außen vor. Dies ist auch dem Umstand geschuldet, dass diese Seminartexte lange Zeit nicht erhältlich waren (oder teilweise noch sind), während Lacans Schriftensammlung (franz. *Écrits*) schon 1966 publiziert wurde und große Aufmerksamkeit erhielt. Auch Jacques Derridas (2010, 175–202) Auseinandersetzung mit Lacan bezieht sich auf die zugänglicheren Werke Lacans, auf deren Basis er diesen in eine Reihe mit Descartes stellt. René Descartes (2009, 103–111) behauptet – so wird v. a. in der Tierethik häufig betont –, dass nur der Mensch eine Seele bzw. einen Geist besitze, was ihn vom Tier als einem bloß körperlich-materiellen Automaten unterscheide. Bei Lacan scheint es laut Derrida eine ähnlich eindeutige Grenze zwischen Mensch und Tier zu geben, die sich insbesondere am Symbolischen und der Sprache als dem angeblich typisch Menschlichen festmachen lässt. Es